

PERU LIEGT IN PROHLIS

Seit 40 Jahren lebt Aini Teufel am Rande der Stadt. Sie will nicht weg, weil es so schön hell ist in ihren Zimmern. Und draußen steht im Sommer ein Zirkuszelt voller Musik, die Kinder spielen.



Im Jahr 1983 wohnte ich für vier Wochen in einer Einzimmerwohnung in Prohlis. Ich war mit meiner Freundin geflüchtet aus der elterlichen Zwangsverwöhnung. Wir wollten für uns sein Tag und Nacht. Es roch nach Beton in dem Zimmer, nach Wein, nach dem Schweiß unserer Haut und gekochter Blutwurst aus der Wohnung einen Stock tiefer, weil der Ventilator der Abzugshaube den Dunst nach oben trieb. Aber wir fühlten uns richtig auf der Matte am Boden. Morgens lagen Gummibärchen auf meinem Kopfkissen, als ich erwachte. Sie war in die Schule gegangen, ich träumte weiter, bis sie zu mir zurückkam. Eines Morgens holte mein

Aini Teufel, Motiv »Dresden Prohlis«, Farbholzschnitt

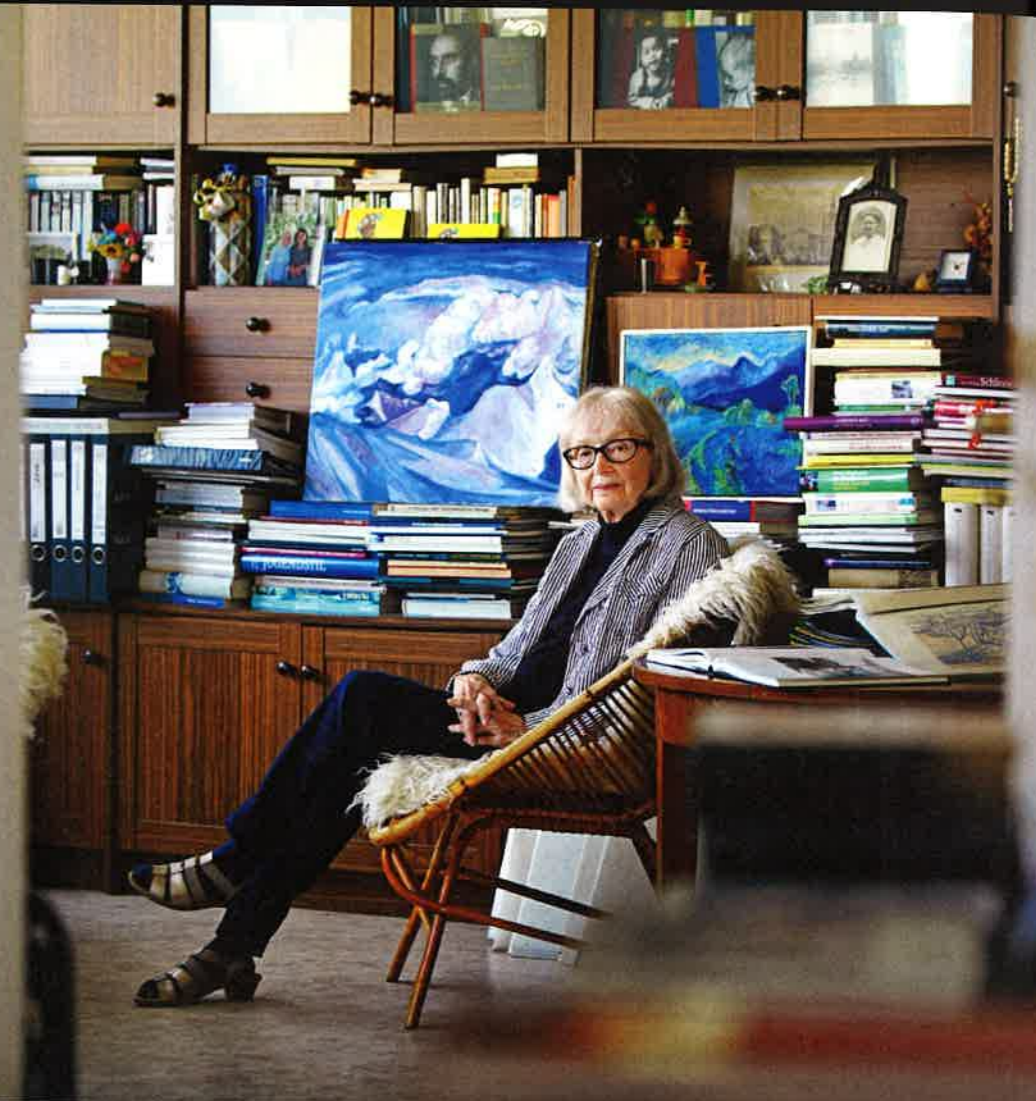


Vater mich raus aus dem Prohliser Bettenlager. Es passte nicht in sein Erziehungsziel, dass ich in dem Neubauviertel hauste wie ein Bohème, ohne auch nur eine Ahnung vom Leben zu haben. Auf dem Flur traf ich eine Frau, die meinte, ich sollte meinen Weg gehen und mir selbst vertrauen. Die Frau hieß Aini Teufel.

1979 war sie in der Prohliser Allee Nummer 11 eingezogen. Der Künstlerverband hatte der alleinerziehenden Frau mit ihren Töchtern den Wohnraum zugesprochen. Sie lebte auf 113 Quadratmetern, 170 Mark Miete, Heizung, warmes Wasser, Badewanne, Wasserklo inklusive. Große Fenster, weiter Blick. 40 Jahre später wohnt Aini Teufel immer noch in Prohlis.

Draußen schoben damals Mütter Kinderwagen durch den Schlamm, weil da noch nichts geteert war und es schon wieder geregnet hatte. Mädchen und Jungen spielten zwischen Umzugswagen Räuber und Gendarm. Trabanten, Wartburgs und Simson-Mopeds parkten im Dreck der Baustellen, Kräne türmten nebenan Platten zu 17 Geschossen auf. 10000 neue Wohnungen entstanden in Prohlis zwischen 1976 und 1980. Arbeiterschließfächer von der Taktstraße, sagten die einen, die anderen propagierten einen neuen Dresdner Stadtteil für den neuen DDR-Menschen.

»Die Bäume sind so hoch gewachsen, musste mal einer auslichten«, sagt Aini Teufel, als ich sie jetzt wieder besuche. Die 86-Jährige steht auf ihrem Balkon, atmet die Frische von den Blättern der Pappeln, deren Äste von der Wiese bis zum fünften Stock hoch reichen. »Ich habe es doch so mit der Luft«, sagt sie. 30 Atelierwohnungen wie ihre habe es damals auf der Prohliser Allee gegeben. »Alles



Aini Teufel

so wunderbar hell«, sagt sie und freut sich, als eine Wolke in diesem heißen Sommer Schatten auf die Scheiben wirft. Der neue Mensch sollte in den 1970er-Jahren nicht nur im Drei-Schicht-System arbeiten, sondern auch Kunst begreifen, erzählt die Frau, die seit 1959 als freischaffende Malerin und Schriftstellerin in Dresden arbeitet. Eine ideale Gemeinschaft, wo keiner den anderen für einen Schwachkopf aus der Unterschicht hält, sondern wo Verkäuferinnen mit Künstlerinnen reden wie Freundinnen. Gleich und gleich gesellt sich doch so gern. Geschlossene Gesellschaft aller Einzelnen, statt alle einzeln in einer offenen Gesellschaft. Kunst als Mittler, als Seelensalbe, auch als Erziehung für den sozialistischen Gang, den alle gehen sollten. So sagt es Aini Teufel und meint, dass von dem einstigen Ziel nicht mehr viel übrig sei in Prohlis.

Auch damals in der DDR wäre es nur eine Idee gewesen, aber heute habe nicht mal mehr einer die Idee. Sie selbst arbeitete viel mit Menschen, gab Kurse zum

Schreiben von Literatur, habe diskutiert, Ausländer betreut. Als sie einmal angesprochen wurde, ob sie für eine Montrealer Zeitung nicht als Korrespondentin arbeiten wolle, da habe sie natürlich »ja« gesagt. Ein unheilvolles »Ja«, denn seitdem sei sie verdächtig gewesen und einer von der Staatssicherheit habe sie jahrelang verfolgt, sich in die Familie eingeschlichen als vermeintlicher Liebhaber, ein Romeo, der in ihrer Wohnung aus und ein ging, Dinge verschwinden ließ, Chaos schaffte, Verwirrung stiftete. Auch das habe zur Idee des neuen DDR-Menschen im neuen Stadtteil gehört. Heute öffne sie gern ihre Wohnung zum Tag des offenen Ateliers, den sie mal mit einer Kollegin erfunden habe. Aber sonst schließe sie immer zu. »Man kann ja nie wissen«, sagt sie.

Wegziehen wollte sie aber auf keinen Fall. Eine ihrer Töchter redete in den 1990er-Jahren immer wieder auf sie ein, sie solle sich auf ihre alten Tage noch was Schönes gönnen. Sie aber zog nur von der Prohliser Allee Nummer 11 in die Prohliser Allee Nummer 5. Von dort sieht sie aus

einem Fenster bis zu den drei Schlössern an der Elbe und den Fernsehturm. Ihre Wohnung sei die letzte, die als Atelier genutzt werde. Auf einer Staffelei steht ein Gemälde von ihr. Häuser auf Capri in blassbunten Ölfarben. Die kleine Frau sitzt aufrecht in ihrem großen Raum, Fenster gekippt. Wolke weg. Von draußen flutet sich die Sonne an die Wände. »Hat lange nicht mehr geregnet«, sagt sie.

Papiere, Bücher, vollgestopfte Hefter, Fotos, Zeitungsausschnitte stapeln sich auf Stühlen, in Regalen, dem Sofa, dem Fensterbrett, dem Fußboden. Vergangenheit aus tausendund einem Tag, die sie sich ins Gedächtnis holt, Daten, Uhrzeiten, Zitate prüft und notiert. Sie ordnet ihre Vergangenheit, um nicht der Verklärung zu erliegen. In Tagebücher schreibt sie alles auf, will das Gestern retten, das wegstirbt wie die Amsel, die gestern tot auf dem Rasen unter der Pappel lag. »Es verschwindet doch alles, keiner will sich mehr erinnern, wie es einmal war«, sagt sie.

In ihrem Kindertagebuch »Ich und die Stadt« schreibt sie davon, dass eine Wolke ihr damals, am 13. Februar 1945, das Leben rettete. »Eigentlich müsstest du tot sein, Mutti«,

sagte vor 45 Jahren ihre Tochter Mirjam, als sie in der Schule das erste Mal von den Bomben gehört hatte, die Dresdens Glanz in Asche hauten. Die Flugzeuge sollten früh um 9 Uhr in England starten und 12 Uhr mittags über der Elbestadt den Tod vom Himmel fallen lassen. Aber da lag eine Wolkendecke über Mitteleuropa. Aini Teufel zählte damals 12 Jahre, ging in eine Schule, die mitten in der Bombenschneise lag. Der Angriff wurde wegen der Wolken auf den Abend verschoben, da lag die Schülerin zu Hause am Rande der Stadt im Bett. »Deshalb lebe ich noch«, schreibt sie in ihrem Tagebuch. Und sie schreibt auch die Frage auf, die ihr die Tochter damals stellte: »Wenn du nun als Kind gestorben wärest, wo wäre dann ich?«

Der kalkulierten Demenz von heute stellt sich Aini Teufel entgegen. »Wer vergisst, dem fehlen die Wurzeln, die Standfestigkeit geben«, sagt sie und zeigt auf die Pappeln. Als sie 1979 einzog, gab es unten in der Straße gleich um die Ecke eine Kunst-Galerie, heute residiert dort ein Beerdigungsinstitut. »Das ist doch zum Totlachen«, sagt sie und lacht. In den 1970er-Jahren wurden in Prohlis mehr Kinder

Katrin Lindner



geboren, als Menschen starben, heute ist es andersrum. Auch die Buchhandlung, in der sie sich einst die neuesten Bücher von Erwin Strittmatter oder Christa Wolf bestellt habe, existiere nicht mehr. Ganz in der Nähe zu ihrer Wohnung gab es eine »Komplexannahmestelle«, wo sie Haushaltsgeräte zur Reparatur abgeben konnte. Die Annahmestelle sei längst verschwunden, die Komplexe sind immer noch da. Dafür finden sich im Prohlis-Center 36 Shops und 350 Parkplätze sowie eine Bibliothek, die auf mehr Raum viel mehr bietet als in der DDR. Aini Teufels Eingang, Prohliser Allee 5, habe in den 1980er-Jahren immer den Wettbewerb für den schönsten Vorgarten gewonnen. Jetzt liegt vor den Türen oft Müll herum, aber ihr Korridor sei sauber. »Man kann sich übrigens nicht mehr sicher sein, was in den Briefkästen steckt«, sagt sie und holt eine Werbung eines AfD-Politikers aus dem Fach.

»Frau Schulze lebt noch, ihr Mann nicht mehr, Frau Kästner treffe ich manchmal, habe sie aber lange nicht mehr gesehen und Winklers gibt es wohl auch noch. Aber viele Leute kenne ich gar nicht, die im Haus wohnen«, sagt Aini Teufel. Wie sich der Stadtteil verändert habe, das könne jeder an den Klingelschildern in der Nummer 5 ablesen. Da stehen jetzt Namen wie Trinkwedel, Wiatr, Almslat, Angelova, Janova, Melad, Salem, Quasem oder einfach nur 03/02. Einmal im Fahrstuhl sei ein großer schwarzer Mann mit seinem Sohn eingestiegen. »Der Junge hat mich gleich umarmt und Oma zu mir gesagt. So ein süßer Junge«, sagt sie. In den

Keller, wo sich die DDR-Hausgemeinschaft früher oft in einem selbst ausgebauten Partyraum getroffen habe, gehe sie nicht mehr. Da würden ab und zu Obdachlose schlafen, keiner wisse, wer da rumlungere. »Man sieht sie nicht, aber man riecht sie«, sagt Aini Teufel.

Unweit ihres Eingangs hatte die Arbeiterwohlfahrt eine Filiale, die ist jetzt geschlossen, ein paar Schritte weiter befindet sich der »Zarenmarkt«, der russische Spezialitäten anbietet, und gegenüber gibt es einen »Netto«, daneben die Kieferorthopädische Praxis, davor auf dem Albert-Wolf-Platz der Pustebumenbrunnen. Der stand seit 1970 auf der Prager Straße mitten im Zentrum, aber als die zwei Jahre nach der Flut von 2002 umgestaltet wurde, landete der Brunnen erst im Lager und 2009 erlebte er in Prohlis seine Wiedergeburt. Davor auf den Bänken sitzen Männer und Frauen, unterhalten sich, rauchen, trinken Bier. Aus einem Lautsprecher dröhnt Musik. Dazwischen Kinder, die mit den leeren Büchsen ihrer Eltern Fußball spielen. Eine Mutter zieht an einer Zigarette. Als ihr Sohn an ihrem Kleid zerrt, stößt sie ihn weg. Er läuft zum Brunnen und spritzt mit dem Wasser ein Mädchen voll. »Das sind unsere«, sagt Aini Teufel und fügt hinzu, dass sie es gut fände, die Komplex-Annahmestelle würde wieder eröffnen.

Am Wolf-Platz stand im Juni unweit des Pustebumenbrunnens zum dritten Mal ein Zirkuszelt. Als es 2018 das zweite Mal dort stand, zeigte sie einen Film über den

Wiederaufbau der Semperoper. Sie erzählt darin von ihrer Zeit in dem zerstörten Haus, schrieb das »Tagebuch für die Dresdner Semperoper«. Von 1980 bis 1983 arbeitete sie in dem Gebäude am Theaterplatz als Restauratorin, malte mehrere Kappensegmente, zwei Proszeniumslogen und zwei Kandelaber an der Decke des Zuschauerraumes. Im voll besetzten Zirkuszelt diskutierte später das Publikum. Kunst funktioniere hier als Mittler, als Seelensalbe, als Erziehung zum aufrechten Gang, den jeder gehen sollte. So sagt es Aini Teufel und meint, dass der Mensch ohne Kultur kulturlos werde. »Übrigens kamen die Leute zu meiner Filmvorführung ins Theaterzelt von überall her, nur »unsere« vom Pustebumenbrunnen kamen nicht.« Die gaben sich draußen die Hülse.

Das Zelt gehört zum Projekt »Zuhause in Prohlis« des Societaetstheaters in Kooperation mit dem Quartiersmanagement des Stadtteils und begann seine Arbeit im Jahr 2017. Das Bürgerbüro der Stadtverwaltung ganz in der Nähe hatte dagegen 2018 monatelang aus Personalmangel geschlossen. Vom 15. bis zum 20. Juni 2019 fanden in dem Theaterzelt 16 Veranstaltungen statt, Theater, Kabarett, Lesungen, Filmabende, Konzerte, Gesprächsrunden. Eine Art Zonenrandermutung sagen die einen, andere nennen es schlicht notwendig. »Wir sollten nicht nur reden, dass wir uns sozial engagieren, sondern müssen uns engagieren«, sagt der Geschäftsführer des Societaetstheaters Andreas Nattermann. »Wer in diesem Raum arbeitet, befindet sich nicht mehr im Stand der Unschuld.« Hier befände sich ein Platz der Möglichkeiten für Ausstellungen, Erzähl- und Gesangstunden oder einfach zum Reden über die Gottlosen und die Welt.

»In Prohlis sind mehr als dreimal so viele Haushalte mit Kindern auf Transferleistungen angewiesen als sonst in der Stadt, es gibt viermal so viele Jugendliche ohne Arbeit, fast ein Drittel der Bewohner sind Senioren und etwa ein Drittel der Einwohner hier sind Ausländer oder haben einen Migrationshintergrund«, sagt die Prohliser Quartiersmanagerin Katrin Lindner. Das Zelt stehe drei Wochen, aber die eigentliche Arbeit finde das ganze Jahr im KIEZ – Kultur im Einkaufszentrum statt. Das Programm bestehe aus Basteltreff, Tanz, Kindertheater, Lesungen, Hausmusik, der Lernwerkstatt Deutsch, einer Schreibwerkstatt, Chorproben, Kaffeeplausch, 300 Veranstaltungen im Jahr. »Menschen merken ganz schnell, ob sie zur Kenntnis genommen werden«, sagt Robert Lewetzky, der jeden Tag im KIEZ Leute empfängt, mit ihnen spricht, ihnen zuhört, sie ermuntert. »Es geht

um Wertschätzung. Das betrifft den 90-Jährigen, der hier ausgestellt hat, genauso wie die Kinder.«

Mädchen und Jungen kamen drei Mal die Woche in die gläserne Ecke am Einkaufszentrum. Hinter den Schau Fenstern lernten sie bei den Musikerinnen Deborah Oeler und Luise Börner Geige oder Cello. Das Projekt heißt »Musaik«, bietet Instrumentalunterricht und Orchesterspiel als Freizeitangebot. Der Unterricht ist genau wie die Instrumente – kostenfrei. »Nach dem ersten Aufruf für das Projekt haben sich hier nicht Eltern, sondern die Kinder selbst gemeldet, erst zwei, dann fünf, dann zwanzig, jetzt sind es über sechzig und das KIEZ ist inzwischen viel zu klein dafür und der Unterricht findet in einer nahegelegenen Schule statt«, sagt Robert Lewetzky. Ein Junge habe erzählt, dass sein Vater auf keinen Fall erfahren dürfe, dass er hier mitmache, sonst werde er »verklöppt«. Ein Mädchen erklärte, sie könne nur im KIEZ üben, weil in der Wohnung die Eltern genervt seien. Aber alle Kinder erzählen davon, wie spaßig das mit den Instrumenten sei und dass sie hier Freunde kennengelernt haben. »Als das erste Konzert im Bürgersaal im Ortsamt stattfand, da saß ein Vater mit rechter Gesinnung neben einem schmalen syrischen Flüchtling«, erzählt der KIEZ-Mann. »Dann hörten beide der Musik zu und hatten feuchte Augen, als sie ihre Kinder die Instrumente spielen sahen.«

Die Idee zu »Musaik« stammt übrigens aus Venezuela von dem Komponisten und Ökonomen José Antonio Abreu, der das Sozialprojekt in seinem Heimatland Mitte der 1970er-Jahre gegründet hatte. Das Ganze beruht auf einem Tauschgeschäft: Kinder ärmerer Familien bekommen kostenlos Unterricht und Instrumente, dafür spielen sie in Ensembles wie dem »Simón Bolívar Jugendorchester« mit. Luise Börner erlebte so ein Konzert in Peru, als sie nach ihrem Studium zwei Freiwillige Soziale Jahre in dem südamerikanischen Land absolvierte. Die 31-Jährige ließ die Idee nicht mehr los.

Aini Teufel staunt ein wenig darüber, dass Peru und Prohlis so nah beieinander liegen. Die Zeiten haben sich geändert, das weiß sie nur zu gut. Sie setzt sich an ihren Computer, prüft Daten und Notizen. Sie schaut zurück, aber ein Tagebuch über das Jetzt müsste einer schreiben. So viel verändert sich. Manchmal habe sie das Gefühl, die Geschichte drehe sich rückwärts. Draußen rauschen die Blätter der Pappeln. Vor dem Einkaufszentrum tagt der Stammtisch der Ahnungslosen. Sie hocken in ihrer Unzulänglichkeit und schimpfen auf die, die sie in diese prekäre Lage gebracht



Das Projekt »Musaik«

haben. Kinder spielen Cello. Im Zirkuszelt wird gelacht. Robert Lewetzky arbeitet gern hier. Irgendeiner muss da sein, wenn schon alle weggegangen sind. In den Briefkasten, wo Teufel draufsteht, wirft noch einer von der FDP einen Zettel hinein. Er möchte gewählt werden zur Landtagswahl. Aber ein Zettel macht noch keine Stimme.

Ich erzähle Robert Lewetzky meine kleine Geschichte von den verliebten vier Wochen in Prohlis im Jahr 1983. Er lächelt und meint, dass es verrückt sei, dass er ständig Menschen begegne, die nicht mehr hier wohnen, aber alle wären sie schon mal da gewesen, ob verliebt oder gehasst. Jeder Dresdner habe eine Prohliser Geschichte.

PETER UFER

Er ist Dresdner, aber das ist kein Verdienst. Er kam 1964 eben hier zur Welt, empfand die Stadt immer als Anspruch. Der Junge wuchs zwischen Zwinger, Sprunghalle und Heiligem Born auf, studierte später in Leipzig Journalistik und Geschichte, gründete mit Freunden 1989 eine Zeitung, promovierte 1995, arbeitete von 1993 bis 2010 als leitender Redakteur bei der »Sächsischen Zeitung«, gründete 2010 mit dem Schauspieler Tom Pauls in Pirna das Tom Pauls Theater und arbeitet seitdem als Dramaturg und freier Autor. 2004 schrieb Ufer das Buch »Die Rückkehr des Dresdner Schlosses«, es folgten

»Dresden für Liebhaber« und »Die feine sächsische Art«. Gemeinsam mit Tom Pauls schrieb er mehrere Bücher im Aufbau Verlag. Einmal im Jahr vergibt Ufer seit 2008 mit der Ilse-Bähnert-Stiftung »Das sächsische Wort des Jahres«, daraus entstand die Wortsammlung »Der Gogelmosch – das Wörterbuch der Sachsen«. 2015 erschienen »Die besten Witze der Sachsen« und »Deutschland, einig Lachland«. Gemeinsam mit dem Filmemacher Ernst Hirsch veröffentlichte er 2015 und 2016 fünf Teile der Filmreihe »Dresdner Filmschätze«. Ufer ist Mitbegründer des »Deutschen Karikaturenpreises« und der »Galerie Komische Meister Dresden«. Und jetzt das: »Stadtluft 1, 2, 3 und 4«.





PERU LIEGT IN PROHLIS